



Beilschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 10.

Erscheint in monatlichen Nummern.

36. Jahrg.

Tausende Nr. 408.

Hirschberg, den 1. Oktober 1916.

Band XV.

1. Dr. Otten (Görlitz): Schutz den Mooren.
2. Dr. Rosenberg (Hirschberg): Mein Dank an den Riesengebirgsverein.
3. Th. O. Stein (Dresden): Theodor Fontane im Riesengebirge. (Fortsetzung).

4. Berthold Leffenthin (Obernigh, Bez. Breslau): Aus dem Riesengebirge.
5. L. Schwarz, Observator (Schneekoppe): Die Schneekoppe besetzt.
6. Wilhelm Schuster, Chefredakteur (Hirschberg): Der Pilzreichtum in den Wäldern um Hirschberg.

7. Sgfr. Beck, Postmeister a. D. (Hirschberg): Peter- und Paulstag.
8. Crüger (Wingendorf): Neuer Touristenweg auf dem Ramme des Riesengebirges.
9. Widura (Hirschberg): Eine Wanderung in die kleine Hgnetendorfer Schneegrube.

Schutz den Mooren.

Von Dr. Otten, Görlitz.

Dat Moor is brun, de heid is brun,
Dat Wullgras schint so witt as Dun,
So week as Sid, so rein as Snee,
Den hadder recht dat bet ant Kne.
Klaus Groth.

Weite Gebiete unseres Vaterlandes sind mit Moor bedeckt. Unermesslich dehnen sich im Nordwesten, in Hannover und Oldenburg, die dunklen, ebenen Moorflächen aus, und relativ nicht minder gering, in einzelnen Kreisen bis nahezu ein Drittel der Gesamtoberfläche, ist das Areal, das sie in West- und Ostpreußen einnehmen. Diesen eigenartigen Bodenformationen droht jetzt durch die Meliorationen völlige Vernichtung. Zwar lassen sich in Preußen die Bestrebungen, die Moore urbar zu machen, bis ins erste Viertel des 18. Jahrhunderts (Friedrich Wilhelm I. begann mit der Trockenlegung des havelländischen Luches 1718—25) zurückverfolgen; doch haben in neuester Zeit infolge der Verwendung von Kriegsgefangenen diese Meliorationen einen derartigen Umfang angenommen, daß es in absehbarer Zeit in der norddeutschen Tiefebene kein ursprüngliches, völlig intaktes Moor

mehr geben wird. Es ist gewiß außer Frage, daß durch die Kultivierung und Besiedlung so umfangreicher, bis dahin völlig unbenutzter Ländereien nicht nur die wirtschaftliche Lage der betr. Gegend sondern auch des ganzen Landes gebessert wird, und daß deshalb unsere Land- und Volkswirtschaft diese Maßnahmen mit Freuden begrüßen müsse. Anders denkt jedoch darüber der Naturforscher, der Naturfreund, der Geograph! Mit Bedauern sehen sie jene Gebiete unwiderbringlich dahinschwinden, die einen charakteristischen Teil der Landschaft unserer Heimat, eine unerschöpfliche Quelle interessanter Beobachtungen und reicher Belehrungen für die Wissenschaft sind. Um die Bedeutung der Moore zu würdigen, um vor der allgemeinen Vernichtung noch zu retten, was zu retten ist, hatte die Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege zu Berlin auf der VII. Jahreskonferenz am 3. und 4. Dezember 1914 als Hauptthema: „Die Kriegsmeliorationen der Moore und ihr Einfluß auf die ursprüngliche Natur“ zur Beratung gestellt.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, ein Bild der Verhandlungen dieser Versammlung zu geben;

wir wollen vielmehr an der Hand der dort empfangenen reichen Anregungen kurz die Moore unseres Gebirges näher betrachten und die Maßnahmen erwägen, die sich zu ihrer Erhaltung als Naturdenkmäler empfehlen.

Wohl jedem, der das Riesengebirge durchwanderte, sind die „Wiesen“ desselben bekannt. Sein Weg führte ihn zur Weißen-, Elbe-, Pantschewiese und im benachbarten Isergebirge zur Iser- und Kobelwiese. Doch schon die oberflächlichste Betrachtung zeigte ihm, daß diese Gebiete, die sich im Sommer schon von weitem durch das Wollgras, „das so weich wie Daunen, so rein wie Schnee scheint“, bemerkbar machen, nicht Wiesen im landläufigen Sinne des Wortes sind. Was der Gebirgsbewohner hier mit Wiesen bezeichnet, sind Moore, die in andern Gegenden auch den Namen Selder (Seefelder in der Grafschaft Glatz), Moose, Rieder, Auen, Silze, Polje etc. führen.

Die Wiesen des Riesens- und Isergebirges gehören zu den sogenannten Hochmooren; sie liegen in ersterem Gebirge bis 800 m über dem Meerespiegel, und gehören der montanen Region an, während sie in letzterem oberhalb der Baumgrenze in der subalpinen Region liegen.*) Trotzdem führen sie ihren Namen nicht nach der hohen Lage — Hochmoore können in jeder Meereshöhe auftreten —, sondern nach ihrer Form, die allerdings bei unseren Gebirgsmooren nur an wenigen Stellen typisch entwickelt ist. Das eigentliche Hochmoor wölbt sich uhrglasartig von den Rändern nach der Mitte empor und bildet ein mehr oder weniger einheitliches Polster aus Torfmoos (*Sphagnum*). Diese kleinen Pflänzchen haben im Laufe der Zeit das Moor aufgebaut. Dort, wo in dem niederschlagsreichen Gebirge sich das Regenwasser in einer Mulde sammelte und infolge des undurchlässigen Bodens nicht versickern konnte, begannen sie ihr Werk, und, während die unteren Triebe der Pflanzen absterben und vertorften, wuchsen und vermehrten sie sich nach oben dauernd weiter, bis endlich das ganze Becken ausgefüllt war. Nun stellten sich auch bald die andern Moorkolonisten ein. Zahlreiche Riedgräser und einige eigentliche Gräser folgten. Zu der Krähen- oder Rauschbeere (*Empetrum nigrum*) gesellten sich die Trunkel- und die Moosbeere (*Vaccinium uliginosum* u. *V. Oxycoccus*). Kleine Weidenarten, Orchideen und die insektenfangenden Droseraceen erwarben das Heimatsrecht. Die zierliche Gränke (*Andromeda Polifolia*) und das schöne Moorveilchen (*Viola palustris*) siedelten sich mit der eigenartigen Moltebeere (*Rubus Chamaemorus*) an. Zwergwacholder und Zwergbirke (*Juniperus nana* u. *Betula nana*) fanden nur auf der Iserwiese die ihnen zusagenden Existenzbedingungen.

Im großen und ganzen ist die gegenwärtige Flora der Hochmoore „einförmig und gleichartig“; die meisten der Pflanzen sind unscheinbar und erregen nicht durch große, farbenprächtige Blüten

die Aufmerksamkeit der Blumenfreunde. Dagegen nehmen diese Formationen in höchstem Maße das Interesse des Sachmannes, des Botaniker und Pflanzengeographen, in Anspruch. Schon der Umstand, daß die Moorpflanzen in ihrem Wachstum immer gleichen Schritt mit dem aufwärts wachsenden Moospolster halten müssen, da sie sonst einfach überwuchert würden, bewirkt, daß nur eine ganz besonders angepasste Flora hier gedeihen kann. Und so finden wir auch gerade im Moore eine große Zahl von Seltenheiten, die sonst nirgends gedeihen, und die deshalb mit der Vernichtung der Moore für immer verschwinden würden. Ferner müssen die Moorpflanzen bezüglich der Nahrung sehr bescheiden sein, denn der ausgetauchte Boden enthält wenig Nahrungsstoffe, vor allem wenig Kalk. Eigenartig liegen die Verhältnisse betreffs der Wasseraufnahme der Moorpflanzen. Man sollte meinen, daß die Pflanzen auf dem stets nassen, wasserdurchtränkten Boden an Feuchtigkeit niemals Mangel litten, und daß sie sich deshalb schon äußerlich als kräftige, saftstrotzende Individuen darstellten. Und doch ist das Gegenteil der Fall! Die meisten Moorpflanzen gleichen ihren Genossen auf dem trockensten Sandboden vollkommen; ja einige von ihnen (Heidekraut), Krähenbeere gedeihen sowohl an moorigen wie an dürren Standorten, ohne daß sich in ihrem Habitus irgend welche Unterschiede zeigen. Wie die Trockenlandpflanzen ist die Mehrzahl der Moorbewohner ausgezeichnet durch den xerophytischen Bau, d. h. sie besitzen alle Einrichtungen zur Herabsetzung der Verdunstung: kleine, schmale, gefaltete, gerollte, lederartige Blätter, eine starke Cuticula, durch Haare oder Papillen bedeckte Spaltöffnungen, Wachsüberzug usw. Für diese sonderbare Erscheinung hat man die mannigfachsten Erklärungen gesucht. Luftarmut und Kälte des Bodens sollen die Wurzeln in ihrer saugenden Tätigkeit behindern, einen ähnlichen hemmenden Einfluß sollen die Humus Säuren des Bodens haben. Angenommen wird ferner, daß der Moosrasen das Wasser bindet, sodaß die Wurzeln nichts aufnehmen können, eine Erscheinung, die man als physiologische Trockenheit bezeichnet. Nach allen diesen Erklärungsversuchen erlitt die Pflanze also wahre Tantalusqualen — im Wasser stehend, muß sie doch dauernd kämpfen, daß sie nicht verdurstet. Immerhin ist, wie Warming*) betont, die ganze Sache noch sehr unklar, und es muß zukünftiger Forschung vorbehalten bleiben, festzustellen, welche Rolle den einzelnen genannten Faktoren, welche der Gesamtheit zukommt, und ob vielleicht noch neue, bis jetzt nicht ermittelte Kräfte retardierend auf die Wasseraufnahme der Moorpflanzen wirken.

Wenn wir im Anschluß an die Pflanzenwelt noch einen kurzen Blick auf die Moosfauna werfen, so erkennen wir bald, daß sie wenig charakteristische Züge aufweist, und daß wir, besonders bei kleineren Mooren, von einer eigentlichen bodenständigen Tierwelt im Moore nicht reden können; höchstens

*) Vergl. S. Pag, Schlesiens Pflanzenwelt.

*) Warming, Lehrbuch der ökologischen Pflanzengeographie.

weisen die Sphagnumpolster und die freien Wasserflächen, die Kasse, im Moore Organismen auf, die durch ihre Anpassung an die Umgebung und an die Kalkarmut des Mediums einige gemeinsame Merkmale erlangt haben.

Ganz besonders interessant aber wird uns eine Anzahl von Tieren und Pflanzen dadurch, daß man sie, wenn auch nicht unwidersprochen, als Relikte aus der Eiszeit auffaßt, also als Überbleibsel jener Flora und Fauna, die im Diluvium durch die Gletscher aus dem boreal-arktischen oder alpinen Gebiet auf dem Gelände zwischen den Gletscherwänden zusammengedrängt wurden und von denen einzelne Elemente in späteren Epochen, dem rückschreitenden Eise folgend, sich Stand- und Aufenthaltsorte suchten, an denen sie unter wenigstens ihnen einigermaßen zusagenden Bedingungen ihr Dasein fristen konnten. Daß hierzu die Moore mit ihrem kalten Boden besonders geeignet waren, ist leicht einzusehen. So sind denn jene Spezialrelikte die ältesten Bürger unserer heutigen Tier- und Pflanzenwelt, lebende Zeugen der Zeit, in der die nicht vereisten Teile Deutschlands "eine weite, vegetationsarme, subarktische Steppe" darstellten.

Wir sind jedoch in der glücklichen Lage, uns das Bild von der Flora und Fauna des eiszeitlichen Mitteleuropas vervollständigen zu können. Auch hierbei sind wir fast ausschließlich auf die Moore und zwar auf die in den Torfschichten enthaltenen fossilen und subfossilen Tier- und Pflanzenreste angewiesen. Da andererseits die Pflanzenwelt wieder Rückschlüsse auf das Klima zuläßt, so gewinnen wir beim Studium der floristischen auch wichtige Aufschlüsse über die klimatischen Verhältnisse der Diluvialzeit und die ihr folgenden Epochen. So wird ein jedes Moor zu einem Album, einem "Archiv der Vegetationsgeschichte", in dem der Kundige zu lesen vermag. Daß nach dieser Seite hin in unseren Gebirgsmooren erst recht wenig geschehen ist, sei nur nebenbei erwähnt. Streifen können wir hier nur die geologische Bedeutung der Moore, die darin besteht, daß sie uns für die Entstehung der Braun- und Steinkohlenlager "den Schlüssel" geben. Denn diese Kohlenlager unterscheiden sich von den Torflagern nur durch das Alter und die Art der Pflanzen. Es spielen sich also bei der Moorbildung vor unseren Augen dieselben Prozesse ab, die im Diluvium die Entstehung des Torfes, in der Tertiär- und Karbonperiode die der Braun- und Steinkohle zur Folge hatten. Wir fassen deshalb die Moore auch heute nicht mehr als einen Verein bestimmter lebender Pflanzengattungen auf, sondern erklären sie geographisch-geologisch als "Gelände mit Humusboden."

Weiter sind die Moore von großer Bedeutung für die Wasserregulierung. Der Moosteppich saugt wie ein Schwamm das Wasser auf und gibt es langsam an die Luft oder die Bäche und Flüsse ab. Mit der Trockenlegung der Moore sind deshalb, worauf besonders Potonié hingewiesen hat, schwerwiegende meteorologische Veränderungen und, vor allem in Gebirgsgegenden, Überschwemmungsgefahren seitens der Flüsse verknüpft. Es

soll hier jedoch nicht verschwiegen werden, daß diese Ansichten in letzter Zeit auf starken Widerstand gestoßen sind, und daß man durch sorgfältige Untersuchungen im Harz, im Erzgebirge und in Rußland genau das Gegenteil festgestellt hat*): Die mit Wasser gesättigten Moore sind undurchlässig für zuströmende Wassermassen, nehmen also bei starken Niederschlägen kein neues auf und verstärken dadurch den Abfluß, wie sie ihn in trockenen Perioden vermindern. Ein abschließendes Urteil über die Bedeutung der Moore nach dieser Seite hin ist jedoch heute noch nicht möglich. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die Moore einen charakteristischen Teil unserer Landschaft bilden, in der norddeutschen Ebene natürlich weit mehr als im Gebirge, und doch gehören sie auch hier neben den Felsen, den Tälern, den Schluchten, den Matten und der Knieholzformation unbedingt zur typischen Gebirgslandschaft, die durch ihr Verschwinden zum Bedauern aller Freunde unserer Berge ganz sicher an ursprünglichem Reiz und urwüchsiger Natürlichkeit verlieren würde.

Diese kurzen Darlegungen haben uns gezeigt, welch' kostbaren Schatz wir an unseren Mooren haben, und Pflicht jedes einzelnen wie der Gesamtheit sollte es sein, sich den Schutz und die Erhaltung dieser eigenartigen Gelände angelegen sein zu lassen. Sind nun die Moore in unserem Gebirge überhaupt gefährdet? Sicher nicht in dem Maße wie die der Ebene, und doch wäre es falsch anzunehmen, daß sie in den Bergen von der menschlichen Kultur völlig unberührt blieben. Im Isergebirge geht man sogar infolge der leichten Entwässerungsmöglichkeit mit Meliorierungen vor, die Kobelwiese dürfte heute wohl schon vollständig in Acker- und besonders Grünland umgewandelt sein. Auch nicht trocken gelegte Gebiete werden zu landwirtschaftlichen Zwecken ausgenutzt: sie werden regelmäßig gemäht, zur Streugewinnung mit Hacke und Rechen bearbeitet, auch wird an trockenen Stellen das Vieh auf die Weide getrieben. Diese Eingriffe scheinen uns auf den ersten Blick gering zu sein. Wenn wir jedoch bedenken, daß die Moore außerordentlich empfindlich sind, dann werden wir verstehen, daß durch regelmäßigen Schnitt, durch Betreten von Huftieren in größeren Massen, durch den Kot derselben dem Moore Wunden geschlagen werden, die auszuheilen es nicht imstande ist. Stärker gefährdet sind die Moore durch die namentlich im Isergebirge in umfangreichem Maße betriebene Gewinnung des Torfes, der weniger als Brennmaterial, sondern hauptsächlich zu den Moorbädern in Slnsberg benutzt wird. Eine weitere Gefahr droht den Mooren durch die Floristen. Nicht alle Jünger dieser edlen Zunft sind, wie man eigentlich erwarten sollte, einsichtige Leute, die sich der seltenen Pflanzen des Moores freuen. Sie sammeln vielmehr eifrig darauf los, um die Raritäten ihrem Herbar einzuverleiben, und wenn nun ein solcher Botaniker noch einem Tauschverein angehört, so kann eine Spezies mit

*) Vergl. Halbfuß, Das Süßwasser der Erde.

einem Male völlig ausgerottet werden. Nicht vergessen dürfen wir endlich, daß die Moore im allgemeinen stark durch die „Erschließung“ des Gebirges gelitten haben. Es trifft hier also — horribile dictu — ein Teil der Schuld die Vereinigungen, die sich hauptsächlich zum Schutz des Gebirges gebildet haben, die Gebirgsvereine. (Wir sind anderer Meinung über diese Frage: Die Schrifttitel.) Schöne, breite Wege, förmliche Heerstraßen, mit Sand befahren und zu beiden Seiten von Gräben begleitet, führen durch die Moore und zerreißen nicht nur das poesievolle ursprüngliche Bild desselben, sondern stellen auch seine ganze Existenz und Entwicklung auf weite Strecken hin in Frage. Ältere Besucher der Versammlung, die schon vor fünfzig Jahren im Gebirge botanisierten, erzählten mit Bedauern, welche gewaltigen Änderungen in dieser Zeit mit den Mooren vor sich gegangen sind. Es wird sich vielleicht oft nicht umgehen lassen, durch das Moor eine größere Straße anzulegen; wo es sich aber nur um „Kürzungswege“ handelt, muß deren Notwendigkeit entschieden bestritten werden. Wer im Gebirge wandert, der muß auch Zeit haben, einmal einen Umweg zu machen. Schnellläufer und Baudenjäger brauchen wir in den Bergen nicht.

Aus diesen den Mooren drohenden Gefahren ergeben sich von selbst die Maßnahmen zu ihrem Schutze. Die Moore des Gebirges müssen als „geologische Naturdenkmäler“ erklärt werden. Die Moorpflanzen sind unter Schutz zu stellen, vor ihrem Abpflücken, wie vor dem Betreten der Moore überhaupt ist in entsprechender Weise zu warnen. Streu- und Weidenutzung dürfen erst spät, am Ende des Sommers, eintreten, da dann der dadurch verursachte Schaden, wie die Beobachtung lehrt, nur gering ist. Bei den durch Meliorationen und Torfstich gefährdeten Mooren muß versucht werden, abgeschlossene, nicht zu kleine, selbständige Stücke durch Pacht oder Kauf zu retten.

Wenn so bei Einheimischen und Fremden das nötige Verständnis erweckt wird, wenn man recht bald mit den Maßnahmen beginnt, die zur Erhaltung der Moore notwendig sind, dann dürfen wir hoffen, daß wenigstens noch im Gebirge die Moore in ihrer Ursprünglichkeit und Schönheit mit ihrer interessanten Pflanzen- und Tierwelt erhalten bleiben, wenn sie in der Ebene längst in blühende Wiesen und wogende Ährenfelder verwandelt sind.

Mein Dank an den Riesengebirgsverein.

Von Professor Dr. Rosenberg, Hirschberg.

Wenn diese Zeilen zur Kenntnis meiner Leser gelangen, dann sind es nur noch wenige Tage hin zu dem für mich so denkwürdigen Tage, an dem ich vor 40 Jahren mit meiner Frau und meinem erst $\frac{1}{4}$ Jahr alten Kinde im „Deutschen Haus“, wo jetzt die Rosenbergherberge ist, Wohnung nahm und als 27jähriger Prorektor und Erster Oberlehrer am Königl. Gymnasium — etwas schon damals Ungewöhnliches — nicht rasch genug in das Altersgrau, innerlich damals gerade erst ein wenig umgebaute Gymnasium eilen konnte, wo mir eine geräumige,

aber allen jetzigen Ansprüchen widersprechende, nicht einmal gereinigte Amtswohnung übergeben wurde. Der Direktor war verreist, der Schuldienner befand sich in einer für ihn sehr glücklichen, für andere schwerer zu ertragenden Serienstimmung, die Amtsgenossen, alle älter, ja einige schon dem biblischen Alter nahe, waren wenig entzückt, daß sie nun in der langgewohnten Quarta oder Tertia zu verbleiben hätten. — Die Frau weinend über die niedrigen Zimmer mit den halb gestrichenen Dielen, entsetzt von dem für uns gemieteten Dienstmädchen, das ihren treuen oberschlesischen, so arbeitsamen so ganz unähnlich war, ich selbst von heftigen Nerven-schmerzen geplagt, und unruhig, ob ich den begreiflicherweise hochgespannten Erwartungen der Behörde entsprechen würde — es war kein herzerhebender Anfang für mich; er war es hier noch weniger, als in Gotha, wo die litterarische Bedeutung der Amtsgenossen, die geistige Bedeutung der Umwelt mich zunächst bedrückte, als in Husum und Altona, wo ich als preussischer Ankömmling, der alles verbessern sollte, noch manchem Hasse begegnete. Nun — es ist alles gut geworden — und wenn dieser Krieg nicht gekommen wäre, der alles in Frage stellt und mir besonders den Zukunftshimmel verdüsterte, dann würde ich darüber, daß es mir in dem, was andere für das Höchste halten und was auch ich einst als das goldene Kalb anbetete, nicht nach Wunsch gelungen, hinwegkommen und dem lieben Gott auf den Knien danken können, daß er mich gerade nach Hirschberg schickte, mich an der geistigen Fortbildung Jung-Hirschbergs wirken ließ und mir in so viel Hunderten seiner Söhne ein ehrendes Andenken verschaffte, wofür auch mir wie dem Direktor und den anderen Amtsgenossen das herrliche Jubelfest unseres Gymnasiums Zeugnis ablegte, was mir leuchtende Augen und hunderte von Geldpostkarten zur inneren Freude auch äußerlich oft bestätigten. Vieles hat dazu beigetragen und auch vielen Menschen hätte ich zu danken, nicht zum wenigsten aber dem Riesengebirgsverein — und das ist der Grund, warum ich auch an diesem Orte, in dieser Zeitschrift, der ich nun bald 20 Jahre meine Liebe widme, von Persönlichem spreche. Bin ich doch einer der 7 noch lebenden Mitgründer des Riesengebirgsvereins, (Adam, Cassel, Liedl, Methner, Richter, Winkler) einer von den 47, die den Mut dazu hatten und das Zutrauen hegten, daß Theodor Donat, der eine nicht sehr hervorragende Stelle in dem ämter- und industriereichen Kreise inne hatte, der rechte Mann sei, etwas zu gründen, was der Gesamtheit Schlesiens von größtem Nutzen sei, was den Geist und das Leben in sich habe, das Tausende mit sich fortreißen könnte. Habe ich doch nun 36 Jahre den Vorsitz in der Ortsgruppe, die einstens die größte, die anregungsreichste war, die diesen Vorrang nur im Interesse des Gesamtvereins dann gern und neidlos den Freunden der Sache in den Großstädten abtrat. Es hat in diesen Jahrzehnten nicht an Ärger gefehlt; es war nicht immer leicht, durchzuhalten, da die politischen Parteien einst in unserem Kreise heftig aufeinander plakten; es ist

nicht einmal bloß gewesen (1881), daß ich es satt hatte, mich außer mit dem, was meines Amtes war, zu plagen und zu kümmern — aber immer wieder gab mir das Bewußtsein, daß ja niemand imstande sei, allen zu gefallen, und daß so Manches doch nach hartem Kampfe endlich gelungen, und der Dank, den ich dem Verein schulde, die Kraft und den Ausschlag, daß ich blieb — und blieb. Ja, ich danke Dir, Riesengebirgsverein! Als ich hier ankam, war ich ein nervenkranker Mann — und selbst berühmte Ärzte zuckten die Achsel. Deine Luft hat mich gestärkt, noch heute kann ich das Hochgebirge besteigen, noch heute unterrichten — noch heut ist mein Fühlen jung und — begeisterungsfähig. Du warst es, der mir zu hunderten von Wanderungen nach allen Teilen unserer Berge die Veranlassung und Gelegenheit bot, Du wiesest mich zu immer neuen, noch wenig gekosteten Reizen der Landschaft, Du wecktest in mir die Liebe zur Natur, die ich nicht aus Thüringen, nicht von der See mitbrachte, weil sie im Überschwang des Jugendmuts und in der Sorge um eitles Blendwerk der Laufbahn erstickt war (wenn ich sie überhaupt besaß), und Du schufest mir durch deine Veranstaltungen und die durch dich erweckten Anregungen in Schrift und Wort in der Natur eine Freundin, die mir manche Stunde vergoldete, ohne daß ich dafür zu büßen hatte. Und wenn ich nun sah, daß auch für viele Andere, daß auch für die Stadt, und für den natur schönsten Kreis unseres Vaterlandes aus dem Verein sich äußere und innere Bildungswerte ergaben, so entstand in mir das beseligende Gefühl, auch in dieser Riesengebirgsvereinsache nicht nutzlos gelebt, sondern der Gesamtheit gedient zu haben, wenn ich auch neidlos zugebe, daß das größte der Werke des Vereins, das Museum, nicht mein, sondern Seydels Verdienst ist.

Daß die alten schönen Anlagen am Helikon, dem Poetenstege, Gibraltarfelsen und Trafalgarstein, die ein so schönes Blatt in der Geschichte des eigenartigen Geisteslebens der Stadt Hirschberg füllen, daß die aussichtsreichen Plätze in den Abruzzern patriotisch durchwärmt, daß in dem so wunderbaren Grünbusch die Wege den Besuchern zum Genuße gewiesen wurden, daß ein eiserner Schanzentempel erbaut ward — daß das schöne Hirschberg in seiner ganzen Schönheit erkannt, wie der erkannt und dem Fremdenverkehr erschlossen wurde — es ist fast alles das Verdienst der Ortsgruppe Hirschberg des Riesengebirgsvereins, und was viele der Jungen und neidischen Alten als selbstverständlichen Besitz ansehen — es ist alles mehr oder weniger in diesem Verein oft nach vielen Kämpfen errungen, durch Unternehmungen, die auch geistig förderten — Vorträge, Theateraufführungen, Feste — oft mühsam erworben. Und wenn ich dabei Gelegenheit fand und gern ergriff, meine Mitbürger in die alte Zeit zurückzuführen, wo man hier so besonders dichtete, schwärmte, aber auch blühenden Handel trieb, wenn ich und gleichgestimmte Forscher und Helfer — Schönau, Lindner, Contessa, Buchs und alle die anderen, die in Palästen am Ring wohnten, aus dem Grabe holten, um sie neu

erstehen zu lassen, so führte Heimatsliebe die Feder und freute sich, wenn es schließlich gelungen. Und wenn nun endlich Hirschberg auch zu den Orten gehört, wo junge Menschenkinder in einer gesunden Herberge Naturliebe lernen können, und wenn als ein Wahrzeichen unserer glücklichen Zeit der Kaiserturm auf dem Hausberg, dessen Errichtung einst mit so vielen Bitternissen erreicht wurde, nun steht und gern besucht wird — dann darf ich dem Riesengebirgsverein in freudiger Dankbarkeit die Palme reichen oder, sagen wir lieber, kräftig die Hand schütteln und mit Horaz, der jetzt auch unter Hirschbergs Jugend bekannter geworden ist, als in mancher anderen Stadt, ausrufen: quod spiro et placeo, si placeo, tuum est (in der Übertragung etwa, daß ich noch begeistert bin und es sein darf — Dein ist).

Theodor Fontane im Riesengebirge.

Von O. Th. Stein in Dresden.

(Fortsetzung.)

Fontane hatte durchaus nicht die Absicht, in Erdmannsdorf Verkehr zu pflegen. Aber die große Welt ließ den bescheidenen Mann nicht aus ihrem Banne. Seine Verbindungen brachten sogar einen gewissen Verkehr mit der Schloßgesellschaft zustande. Im Erdmannsdorfer Schlosse wohnte damals eine preussische Prinzessin. Fontane nennt sie in seinen Briefen Prinzess Luise. Nach den Aussagen Einheimischer hat eine solche aber dort nie gewohnt, vielmehr war es die Prinzessin Alexandrine von Preußen, die Tochter jener berühmten Prinzessin Marianne, der Gemahlin des älteren Prinzen Albrecht von Preußen. Sie verbrachte bis 1880 öfter den Sommer im Riesengebirge, und nach ihr ist auch das in den siebziger Jahren erbaute Alexandrinabad in Krummhübel benannt. Von Berlin her kannte Fontane bereits den Schloßhauptmann von Münchhausen nebst Gemahlin und die Generalin von J. (?) Der Dichter wurde zu Münchhausens zum Souper eingeladen und verdaß sich derart den Magen an den ungewohnten Speisen, daß er am nächsten Tage eine Radikalkur machen mußte. Das steigerte seine Scheu vor einer etwaigen Einladung ins Schloß natürlich noch erheblich. Er war eben damals schon leidend. Ein Gegenbesuch des Kammerherrn von R. (?) ist in einem von Fontanes Briefen wieder sehr amüsant geschildert: „Gestern Abend empfing ich seinen (Kammerherrn v. R.s) Gegenbesuch. Hauptmann v. W. (?) kam hinzu, Frau Brey spendierte ihre beiden besten Leuchter, sodaß wir eine kleine Reunion hatten, freilich mit trockenem Munde, doppelt trocken vom vielen Reden. Es geht eine dunkle Sage, das Schloß läge mit einer Einladung im Anschlage, trotzdem sich im ganzen Dorfe das Gerücht meiner Gradlosigkeit verbreitet hat. Ich denke mir, daß infolge dieses Mantos die Wage noch hin und herschwankt, daß die Etikette schließlich über die Neugier siegen und der fehlende Leibrock mich retten wird. Der Kammerherr traf mich in der Tat gestern in einem Kostüm (Bammelhose, nur ein Knopf zu, Stilschuhe (Im August! O Berliner „Pampligkeit!“)) und Ueberzieher mit dem maufrigen Samttragen, das meiner Hoffnung neues Leben gibt.“

Ob er von dieser drohenden Einladung tatsächlich verschont geblieben ist, davon berichten seine Briefe nichts. Auch über seine Arbeiten ist nicht viel zu sagen. Er arbeitete vermutlich in der Hauptsache an seinem Buche über den Krieg von 1866. Daneben entstand einiges Poetische. So recht wollte die Arbeit an dem Kriegsbuche aber nicht vorwärts gehen; denn es fehlte ihm an Karten- und sonstigem Material. Er scheint deshalb in der ganzen Zeit nur wenige Kapitel geschrieben zu haben. Dagegen las er viel Scott und war voll Bewunderung über dessen Erzählertalent, besonders über die Gabe, „Menschen das Natürliche, immer Richtige sagen zu lassen, die, wenn wir Shakespeare und Goethe aus dem Spiel lassen, kein anderer hat. Ich finde dies das Größte.“

Die Lust des Gebirges tat dem überarbeiteten Fontane trotz seiner etwas weichen Scheu vor ihren Rauheiten so

gut, daß er einen Luftwechsel dieser Art als ein Vademecum in allen Fällen von Nervosität ansah und oft empfahl. Nichts desto weniger vergingen vier volle Jahre, ehe er wieder ins Riesengebirge kam. Der Krieg 1870/71 mit Sontanes Gefangennahme als deutscher „Spion“, mit anschließender Internierung als Gefangener auf Chateau Isle d'Oleron, sowie seine Studienreise in die okkupierten französischen Gebiete lagen dazwischen. 1872 weilte er wieder einige Wochen im Riesengebirge, diesmal in Krummhübel. Das geht aus einem Briefe an Mathilde von Rohr hervor. Sonst ist über diesen Aufenthalt nur zu berichten, daß er vermutlich an dem Bande „Havelland“ seiner „Märkischen Wanderungen“ gearbeitet hat. In einem Briefe aus dem Jahre 1885 sagt er, daß ein Lieblingsspaziergang in diesen Wochen der nach dem Eingange des Melzergrundes gewesen sei, wo er auf einer Bank zu rasten pflegte. An dieser Stelle hat er u. a. das Einleitungsgedicht zu „Havelland“ geschrieben. Weitere Andeutungen oder Einzelheiten über Sontanes Aufenthalt im Jahre 1872 enthält keiner der bis jetzt veröffentlichten Briefe.

Dann scheint Sontane volle zwölf Jahre dem Riesengebirge fern geblieben zu sein. Die ersten Notizen über seine Wiederekehr dahin finden sich wenigstens erst im Jahre 1884. Sontane kam am 18. Juli 1884 gegen Abend von Schmiedeberg her in Krummhübel an. Er war so überarbeitet, daß seine Mattigkeit bis zur Gleichgültigkeit gegen alles, mit Ausnahme seiner Familie, ging. Durch Vermittelung eines Bekannten, des Dr. Ludwig Schwerin, hatte sich Sontane eine bescheidene Privatpensionierung im Hause des Riesengebirgsführers und Gartenstellenbesizers Schreiber gemietet. Leider konnte er sie nicht gleich beziehen, sondern fand einstweilen Unterkunft im „Augustabad“, einem christlichen Hospiz. Sein Zimmer lag zwar ganz reizend und hatte die schönste Aussicht im Hause; „die Schneefoppe sieht uns grad' ins offenstehende Fenster und die Wiesen vor mir tragen mir balsamische Luft zu“, indessen wurden alle diese Reize wieder wett gemacht durch gewisse Zustände, deren angenehmes Gegenteil er 1868 von Erdmannsdorf aus so humoristisch zu schildern wußte. Als Hausverwalter dieses Hospizes fand er seinen alten Sommerfrischewirt von 1868, den inzwischen pensionierten Gendarmen Brey, wieder. Auch Frau Brey lebte noch, wenn auch „nur mit einem Zahn“, und Sontane plauderte im Austausch der Erinnerungen mit den guten alten Leuten „in einer Stunde Wellen“. Amüsant ist sein Urteil über dieses Hospiz, wie über christliche Hospize im allgemeinen: „Sie haben einzelne Vorzüge; der fouveraine Oberkellner fehlt oder verleugnet seine Natur, dafür aber wankt ein grauer Schatten beständig neben einem her, auch wenn nur maßvoll gebetet wird.“ Am Dienstag darauf konnte er endlich das Quartier bei Schreibern beziehen. Es war ein einfaches, aber ziemlich geräumiges Haus zwischen dem Gasthof zur Schneefoppe und dem Gerichtstrescham. Sontane hatte eine abseits gelegene, mit wildem Wein geschnühte Laube, in deren Schatten er mit wahren Bienenfleiß arbeitete. Kaffee, zweites Frühstück, Desser und Abendbrot besorgte ihm die „gute Frau Schreiber“, der er oft und noch in späten Lebensjahren gedachte. Das Mittagsmahl nahm er im Gasthofe zur Schneefoppe ein, mit dessen Küche er ausnahmsweise zufrieden gewesen zu sein scheint. Herrn Exner und seiner Gattin, den Besitzern dieses alten Gebirgsgasthofes, der heute längst ein moderns Hotel mit allem Komfort ist, (leider nicht mehr!) hat er sogar in seinem Roman „Quitt“, dessen Handlung zum Teil in und bei Krummhübel spielt, ein literarisches Denkmal gesetzt.

Sein Zustand ließ in der ersten Zeit alles zu wünschen übrig. Er war überaus abgespannt, kraft- und freudlos, mochte nichts arbeiten und nichts interessierte ihn. So schreibt er wenigstens an seine Gattin. Aber wieviel Leben und geistige Regsamkeit wohnte noch in diesem 65jährigen Greisenkörper! Welches seine Verständnis für die Regungen der Menschenseele beweist er allein in dem Briefe vom 19. Juli, in dem er von der Absicht seiner Tochter Martha spricht, nach Amerika überzusiedeln! Ihm war eben in hohem Grade neben einer eminenten Urteilskraft, die ein wesentlicher Teil dichterischen Genies ist, jener sichere Takt des Herzens eigen, der in Gefühls- und Verstandesdingen gleichmäßig das Richtige trifft.

Die Gewohnheit des Spätaufstehens hatte Sontane naturgemäß jetzt noch mehr als 1868. Um neun Uhr nahm er das Frühstück ein. Erst in den späten Nachmittagsstunden oder auch gegen Abend machte er Spaziergänge. Er suchte stets einsame, wenig begangene Wege auf. Meist war er allein, seltener be-

gleitete ihn seine Frau, die nach zwei Wochen nachgekommen war. Am liebsten erging er sich auf den prächtigen Waldwegen nach Wolschau und Obersteinseifen. Dort war damals nur das einsam gelegene Gasthaus „zum Rabenstein“ vorhanden. Es trägt seinen Namen nach den auf halber Höhe des Zimmerberges sich erhebenden Rabenseifen, von jeher ein beliebtes Wanderziel für Mineralogen, weil es dort ziemlich viel Amethysten gibt. Sontane riefte mit Vorliebe beim „Rabenwirt“, Ehrenfried Brauner. Dieses idyllische alte Wirtshaus spielt übrigens auch in Sontanes Roman „Quitt“ eine Rolle, nur heißt es dort „zur Rabentippe“. In der Nähe befand sich (nach Loesche) das Sortshaus, in dem der von Lehnert Menz (eigentlich Wildschütz Knobloch aus Querseifen) erschossene Sörster Opiß (eigentlich Frey) hauste. „In der grünumlaubten Veranda beim Rabenwirt“, schreibt Loesche, „üßte sich Sontane recht heimlich; denn jener urwüchtige Wirt verstand es, sich bei gebildeten Gästen Interesse zu verschaffen. In seinem derben Gebirgsdialekt prägte er die padendsten Bilder, die nicht selten die Lachmuskeln der Zuhörer wegen ihres drolligen Wizes und ihrer Originalität in Bewegung setzten.“ Man könnte unter diesen Umständen vielleicht verwundert sein, daß Sontane die Besuche beim Rabenwirt nicht dazu benützt hat, seinen Riesengebirgsgeheimnissen durch Erläutern von charakteristischen Dialektwendungen sozusagen die rechte Würze, ein stärkeres Lokalkolorit, zu geben. Vor diesem „Kunstgriff“ aber haben Sontane sein guter Geschmack und sein trefflicheres Urteil bewahrt. Er schreibt später selbst darüber in einem Briefe an Dr. Emil Schiff aus dem Jahre 1888: „Gewiß wäre es gut, wenn das alles besser klappte, und die realistische Darstellung würde neue Kraft und neue Erfolge daraus ziehn. Aber — und indem ich dies ausspreche, spreche ich aus einer vieljährigen Erfahrung — es ist sehr schwer, dies zu erreichen und hat eine wirkliche Vertrautheit des Schriftstellers mit allen möglichen Dialekten seines Landes zur Voraussetzung. Ich griff früher, weil ich mich dieser Vertrautheit nicht rühmen darf, zu dem auch von Ihnen angeratenen Hilfsmittel und ließ durch Eingeweihte, die übrigens auch nicht immer zur Hand sind, das von mir Geschriebene ins Kolonienfranzösische oder Schwäbische oder Schlesische oder Plattdeutsche transponieren. Aber ich habe dabei ganz erbärmliche Geschäfte gemacht. Alles wirkte tot oder ungeschickt, sodaß ich vielfach mein Falsches wiederherstellte. Man muß schon zufrieden sein, wenn wenigstens der Totaleindruck der ist: Ja, das ist das Leben!“

Nun dieser Totaleindruck mangelt wohl bei Sontane nie, wenn wir Schlesier auch die allerintimste Lokalfarbe, die aber durchaus nicht immer zur höchsten Vollendung eines Kunstwerks notwendig ist, ein wenig vermissen mögen.

(Sortierung folgt.)

Berthold Lessenthin, Obernigt (Bez. Breslau):
Aus dem Riesengebirge. Die wunderbare Lesart, daß der Berggeist Rübezahl einen Schnurrbart getragen, ist durch den Namen „Rübezahls Schnurrbartbaude“ entstanden. Die alte, nach dem Namen ihres Erbauers benannte Schnurrbartbaude ist später willkürlich und ohne jede innere Berechtigung zu Rübezahls Schnurrbartbaude geworden und hat diesen Namen beibehalten, auch nachdem sich vor wenigen Jahren an ihrer Seite der Neubau des modernen, hochgelegenen Berghotels zur Teichmannbaude desselben Besitzers erhoben hat. — Jetzt kann man Rübezahl, nachdem ihm ein Schnurrbart angezeichnet worden, auch als Seemann bewundern. Als Seemann fährt Rübezahl, an den Mast eines der weißroten Flagge führenden Schlosses gelehnt, vom Winde getrieben, rastlos von einem Ufer zum andern auf dem Miniatursee seines Lustgartens an der Martinsbaude umher. Die am Touristenweg Elbfallbaude — Bradlerbauden bezw. Bärengrundbaude am Südrand des hohen Rades gelegene Martinsbaude, zu welcher auch direkt vom Hauptkammweg an dessen Kreuzung mit dem Wege Agnetendorf — Spindelmühle über die Korallensteine ein Weg führt, die höchstgelegene Baude, bis zu welcher der Kartoffelbau im südlichen Riesengebirge emporsteigt, besitzt nicht nur einen Pavillon in wunderbar wildromantischer Lage, sondern auch eine Gartenanlage, die in ihrem Mittelpunkt sich erhebender Stein mit einfacher Inschrift als Rübezahls „Lustgarten“ bezeichnet. Ein leichter Zaun schützt den „Garten“ gegen die begehrliche Genäßigkeit munterer Zideln; sein kostbarster Baumbestand ist eine etwas kümmerliche Eberesche, weitere Zierden bilden ein knorriger Fichtensammel mit interessanten Baumschwämmen und ein kleiner Wasserfall,

vor allem der schon erwähnte Miniatursee mit Rübzahl als Schiffsführer.

Die am 8. August 1912 abgebrannte Bradlerbaude am Süabhäng der Großen Sturmhaube ist von einem Sohne des ersten Besitzers Vinzenz Hollmann, der wenige Monate nach dem Brande der alten Baude starb, im ersten Kriegsjahr 1914 neu erbaut worden. Der gut eingerichtete Neubau mit seiner großen, ausichtsreichen Veranda harret der Gäste, welche auch hier wie in allen böhmischen Gastbauten gute und reichliche Verpflegung finden dürften. — Zu den stillsten und einfachsten, nur einer sehr beschränkten Zahl von Gästen Unterkunft gewährenden Sommerfrischen im böhmischen Riesengebirge gehören die Bärengrundbaude (die frühere Heinrichbaude) und die am Schulweg Lierbauden—Davidsbauden—Bärengrundbaude gelegene Zinnerbaude, ein Hegerhaus mit einfacher Bewirtung. Auch der Zinnerbaude fehlt nicht das kleine Gärtchen mit seinen Nelken und Gänseblümchen mit seinem Kohl und seinen Kartoffeln. Vom Gastzimmer, noch besser vom Vorplatz am Hause aus, kann man auf der Wiese grasende Rehe in nächster Nähe beobachten. — Einen herrlichen Lagerplatz bietet die sanfte Bodenerhebung mit ihrem schwellenden Graspolster unter dem alten Ahornbaum in der Agnetendorfer Schneegrube. Der dort sich erhebende, durch seine frühere angelegliche Bummelfahrt bekannte Wanderstein liegt gegenwärtig völlig unbeachtet (?) an der seit bald einem Jahrhundert unverändert behaupteten Ruhestelle. Ein direkter Touristen-Aufstiegsweg aus der Agnetendorfer Schneegrube zur Kammhöhe gehört seit Jahren noch immer zu den unerfüllten Wünschen; dieser Wunsch dürfte wohl auch aus jagdlichen Gründen kaum so bald erfüllt werden. — Ein der Mehrzahl der Riesengebirgswanderer wohl noch wenig bekannter herrlicher Aussichtspunkt nach der Koppe, den Schroffen des Riesengrundes und dem grünen von Silberbändern durchwebten Tal der Aupa ist die Stelle, an welcher im Jahre 1911 die Ortsgruppe Dresdens des R.-G.-V. ihrem verdienten Vorsitzenden Oscar Beyer aus Dankbarkeit eine Bank stiftete. — Man erreicht diese von der Riesenbaude aus südlich auf einem dicht am Riesengrund an den Aupafällen vorbeiführenden Fußwege in etwa 40 Minuten, in derselben Zeit allerdings ohne Weg aber trotzdem leidlich bequem und trocken von der Wiesenbaude aus. Die Schneereife an den Aupafällen hatten auch in diesem Sommer der Sonne kräftig Stand gehalten. Erst in den letzten Tagen des Juni nach dem kalendermäßigen Beginn des Sommers konnte hier das Habmichlieb seine rötlichen Blütenpolster aus der endlich vom Eise befreiten Erde hervorleuchten lassen.

Die leider seltenen, wirklich warmen und ruhigen Tage des Juli waren von einer Sliegenentwidelung begleitet, wie man sie sonst selten auf den Höhen der Berge antrifft. Als ich an einem dieser wenigen warmen und ruhigen Julitage vom Weißwassergrund die Teufelswieze zur Scharfbaude aufstieg, wob mit deutlich vernehmbarrem Surren ein nach Tausenden zählender Siegenichwarm, mich stundenlang verfolgend, einen Schleier um mein Haupt. Er trotzte allen Abwehrversuchen und wuchs sich zur wirklichen Plage aus. Ein Trost dabei war der Gedanke, daß diese Plagegeister nicht die Größe und den Stachel der Wespe besäßen. — Als eine der ersten Friedensarbeiten der Gebirgsvereine dürfte die Neubeschreibung einer ganz n Anzahl von Wegweisern mit Anerkennung zu begrüßen sein. Ein nicht geringer Teil dieser für die Orientierung so wichtigen und unentbehrlichen Hilfsmittel, sei es, daß diese aus Holz oder aus Stein hergestellt sind, bedarf zur Erfüllung ihres Zweckes dringend einer mehr oder weniger gründlichen Auffrischung. — Die mehr oder weniger stattlichen Schneereife, die sich am kleinen und am großen Teich, am Krokonosch, am Brunnenberg gewöhnlich bis zum Beginn des Sommers erhalten, sind in diesem „Sommer“ erst im zweiten Drittel des Juli vollkommen geschwunden. Sollte der gegenwärtige Witterungscharakter weiter die abnorme Kühle bewahren, so dürfte die schneefreie Periode dieses Jahres sich auf die kurze Spanne von wenigen Wochen beschränken. Der letzte Julischnee dürfte vom ersten Septemberschnee ersetzt werden. — Der Geburtenrückgang, der sich namentlich in den Großstädten der Kulturstaaten mehr und mehr empfindlich geltend macht, ist in den Bauten des böhmischen Riesengebirges eine unbekannte Erscheinung. Eine Familie mit weniger als 5 Kindern gehört hier zu den Seltenheiten. Die Zahl der Kinder steigt gewöhnlich von 5 aufwärts bis zum vollen Duzend und darüber. Diese hohe

Kinderziffer wird in mehr als einer Baude erreicht. In einzelnen Familien ist dieser reiche Kinderseggen erblich wie z. B. in der Familie des Besitzers einer der bekanntesten Einkehrbauten des südlichen Riesengebirges. Die Zahl der lebenden Kinder erreicht hier die stattliche Ziffer 13. Der Vater dieses so reich gesegneten Familienvaters hinterließ seinerseits eine Nachkommenschaft von 16 Kindern. Dieser Patriarch starb im Jahre 1913 im Alter von 90 Jahren. Mit 88 Jahren mähete er frisch und rüstig nicht nur seine eigene Wiese, sondern auch die seines Nachbarn, ein-s Försters. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er das Unglück einen Arm zu brechen und das Glück einer vollkommenen, keine weitere nachteilige Spuren zurücklassenden Heilung dieser Verletzung. Zweimal verheiratet, feierte er zweimal die silberne Hochzeit. Bis zu seinem Todestage verließ ihn der ihm stets treugebliebene gute Humor nicht. Er starb schmerzlos an den Folgen der einzigen natürlichen Krankheit, an der Krankheit des Lebens, welche mit der Geburt des Menschen beginnt, um mit seinem Tode zu enden.

L. Schwarz, Observator (Schneekoppe): Die Schneekoppe besiegt. Als die Flugzeuge in den Lüften schon sicher waren und viel darüber geschrieben wurde, hätte man gern einmal einen Slierger auch bei uns im Gebirge gesehen; es ließ sich aber keiner blicken. Gelegentlich eines Festes in Bräidenberg, noch vor dem Krieg, stieg Hans Grade dortselbst mit seinem Flugzeug auf, mußte aber wegen stürmischen Windes bald wieder landen. Später sollte von Liebau aus eine Ettrichtaube den Schneekoppengipfel umfliegen, man bekam sie aber auch nicht zu sehen, denn sie soll in tieferen Lagen auf Johannisbad zu geflogen sein. Mittlerweile war längst der Kanal, war auch der Montblat überflogen. Aber die Schneekoppe, der höchste Berg Norddeutschlands — nein die zu umfliegen, das schien nicht möglich, da hieß es immer die widrigen Winde in unserm Gebirge und um die Koppe herum, veranlassen die Slierger zur Vorsicht. Da hörte man am 17. Mai d. J. gegen 6 Uhr abends bei ziemlich windigem, aber sonst gutem Wetter von der Schneekoppe aus ein starkes Brummen in der Luft, und da kam auch schon ein Doppeldeder von Nordost her angefaust, flog aber in größerer Entfernung und in etwa 1900 Meter Höhe nördlich an der Schneekoppe vorbei und nahm, nachdem er den Kamm schräg überflog, denselben Weg wieder zurück. Der Schneekoppe kam dieses Flugzeug nun schon näher; man konnte also hoffen. Am 13. August nun geschah aber trotzdem noch etwas ganz Unerwartetes. Zuerst hörte man nur ein verdächtiges Gebrumme vom Nordtal heraufkommen und etwa eine Viertelstunde später wieder von Nordwesten her. Und als die Nebelfeigen zerreißen, wird auch schon in der Ferne ein Doppeldeder in der Gegend der Prinzheinrichbaude sichtbar; er hält jetzt geradeaus auf den Gipfel der Schneekoppe zu und in zwei Minuten umfliegt er auch schon die Koppenhäuser, von den inzwischen alarmierten Besuchern und Bewohnern mit großer Freude begrüßt. Und fort ist er auch schon. Aber der seltene Gast versteht; er wendet und im nächsten Augenblick überfliegt er den Gipfel wieder in einer schneidigen Spirale; eine zweite Schraubenwindung von technischer Vollendung bringt ihn uns noch näher, während die dritte mit einer eleganten Verbeugung, dicht vor der begeistert zurufenden Zuschauerfront verbunden ist, worauf der Besieger der Schneekoppe in nördlicher Richtung den Blicken der hocherfreuten Menge entwindet. Einen abgeworfenen Brief, mit der Aufschrift: „Der Schönsten von allen“, überreichten die Kinder, zwei Feldgräue, ihrer Mutter, welche die darin befindlichen Kartengrüße dem hiesigen Postamt zur Weiterbeförderung übergab. Es sei noch erwähnt, daß bereits am 2. April d. J. früh zwischen 5 und 6 auch ein Zeppelin in 1500 m Höhe westlich dicht an der Schneekoppe vorbeifuhr; er bewegte sich vom Melzergrund über den schmalen Kamm an der Riesenbaude nach dem Riesengrund, Blaugrund, dann über den Hochwiesenberg und quer über den Kamm, über die Teiche und zurück nach dem Nordtal.

Wilhelm Schuster, Chef-Redakteur, (Hirschberg): Der Pilzreichtum in den Wäldern um Hirschberg. Der Pilzreichtum in unseren Wäldern ist außerordentlich groß. Namentlich in den schönen Waldgebieten links und rechts des Bobers, jenseits des Diadukts wächst mancher schöne ehbare Pilz, gern gesucht von Alt und Jung. Im dunklen Forst um die „goldene Aussicht“ (die wirklich golden ist!) findet der Liebhaber reichlich gelbe Butterpilze; meist sind es jedoch nur kleine niedliche Kerlchen mit schwefelgelben Köpfchen, da sie hier so gern gesucht werden, daß ältere und größere

Pilze nicht mehr anzutreffen sind, wie denn überhaupt die Bevölkerung im und am Riesengebirge so eifrig dem „Schwammerlsport“ huldigt wie wohl nirgends eine andere in der Welt, was sehr zu loben ist — und in dieser fleischarmen Zeit doppelt! — anbetracht der Tatsache, daß es in Deutschland Gegenden gibt, z. B. am Rhein, im Mittel- und Süddeutschland, wo niemand den Pilzen nachgeht und auf diese Weise Millionenwerte an Nationalvermögen tatsächlich verloren gehen. Auch mächtig große Butterpilze, mit umfangreicher gelber Scheibe und feuchtschmieriger Oberfläche, kann man sehen, wenn man gelegentlich so ein paar „alte Weiblein“ von weiterher mit Pilzkörben in die Stadt rüden sieht. Eints des Bobers, in den Wäldchen um die idyllische Bergkuppe mit dem schönen griechischen Namen Helikon suchen die Kinder, oft in Scharen, den Steinpilz (*Boletus edulis*), und sie finden Körbe voll davon. Überhaupt ist es ja für Kinder eine wahre Lust, Pilze suchen zu dürfen, und noch in späterem Alter erinnert man sich gern daran, wie man als Kind auszog, zuerst mit einem alten Pilzkenner (so einem richtigen Schwammerlfreund!), um die eiweißreichen Gebilde der Wälder einzuhelmen und dabei würzigen Tannenduft zu atmen; es ist also auch gesund. Auf den genannten Höhen wächst dann noch der essbare Krampling. Steinpilze gibt es auch auf der anderen Seite Hirschbergs, sogar auf dem Kavalerberg kann man schon solche finden, während hier auch mancher schmächtige nicht verwertbare Pilz seine runde Kappe gen Himmel streckt. Pfifferlinge sind auch da, und diese, auch Eierschwämme genannt (*Cantharellus cibarius*), sind manchem die liebsten, weil sie trotz ihres geringschätigen Namens vorzüglich schmecken und keinen giftigen Doppelgänger haben. Die echten Reizker hat Schreiber dieser Zeilen hier noch nicht gefunden, doch müssen sie (*Lactarius deliciosus*) häufig vorkommen, da sie auf dem Hirschberger Markte angeboten werden, das Pfund zu 70 und 80 Pfennigen (auch reichlich viel! — nur zu verstehen aus der Steigerung aller Lebensmittelpreise). Der Steinpilz ist nicht zu verkennen, er verdickt sich mächtig im unteren Teil des Stieles. Auch giftige Pilze wachsen natürlich auf unseren Föhren und Tristen, augenblicklich sieht man viel giftige Täublinge (*Speitäubling*, *Russula emetica*), weniger den sehr giftigen Fliegenpilz, namentlich auf den Höhen am Helikon und „goldene Aussicht“; die Spitze dieser ist selbst fast pilzlos, weil zu trocken. Überraschend war dem Schreiber dieser Zeilen die kürzlich gehörte Äußerung eines Hirschberger Pilzbuben, daß man auch den Fliegenpilz essen könne, wenn man die Haut abziehe; und tatsächlich wird, wie das daraufhin zu Rate gezogene Pilzbuch angibt, der Fliegenpilz von den Kamtschadalen ohne Schaden in rohem Zustand gegessen und zu einem stark berauschenden Getränk verwendet, während umgekehrt bei uns geschätzte Speisepilze, wie die Champignons, z. B. in Italien als verdächtig gelten (man wird dort von dem ähnlichen giftigen Knollenblätterpilz auf die ganze Familie verallgemeinert haben); doch sei hiermit ausdrücklich noch einmal vor dem Fliegenpilz und seinem Kollegen Speiteufel — beide rötlich, jener mit schönen weißen Flecken auf dem Hut — gewarnt. Grühlöschel und Birkenpilz, die Schreiber dieser Zeilen andernorts reichlich gefunden hat (bei Stettin), scheinen hier weniger häufig zu gedeihen. Ein Naturfreund beobachtete hier jüngst, wie sich ein Eichhörnchen an einem jungen Steinpilz gütlich tat. Eichhörnchen scheinen Steinpilze zu lieben, wie auch die neueste, kürzlich erschienene 4. Auflage von Brehms „Tierleben“ angibt; die Eindrücke der Nagezähne zeigten sich deutlich in dem jungen Steinpilz. Gleichfalls machen sich Kaninchen an junge Bowiste, die wohl nicht umsonst „Hasenbowiste“ heißen. Noch eine Pilzepisode vom Hirschberger Markt. Kommt da ein altes Mütterchen mit einem Korb Pilze, die sie mühsam im Walde gesucht hat, in die Stadt gezogen und verkauft sie an die Händlerin um 30 Pfennige das Pfund. Nicht lange nachher findet sich eine Dame ein und bietet 50 Pfennige für das Pfund. „Nein, Madame, die Pilze kosten 80 Pfennige!“ Gesagt und verkauft! Das nennt man: Profit. Begreife es, wer kann! Und da wundert man sich noch, daß Pilzklappen und Pilzgericht jetzt in unseren Gasthäusern so teuer sein können.

S. B e ä, Postmeister a. D., Hirschberg: **Peter- und Paulstag.** In den letzten Tagen des Monats Juni fiel die Feier der Apostelgrößen Petrus und Paulus, im Volksmunde kurzweg

Peter-Paul genannt, bei den Landleuten nebenher als Bauernregel des Reimes halber: Peter-Purzel (bricht dem Korn die Wurzel). Die Wurzel hat bis zur Kornreife zwar bei uns noch einige Wochen zu leben, da die Ähren erst blühen. — Peter und Paul erscheinen uns in neuerer Zeit aber noch in anderer Art. Sie saßen nämlich eine längere Reihe Jahre einträchtig an einem Gebirgsvereinsberatungstische beisammen. Peter (Julius) als bekannter alter Gebirgstennner im vorigen Jahrhundert im Riesengebirge (wohnhaft in Petersdorf), nachher im Gläser Gebirge, hat für beide auch Reisebücher herausgegeben, jedoch bereits vor mehreren Jahren das Zeitliche gesegnet, während Paul mit Mund und Feder fleißig schrieb für Berg und Tal, Land und Leute seiner Heimat, der Grafschaft in deren Hauptstadt er sein Daheim aufgeschlagen und kürzlich erst sich zu den Vätern versammelt hat, im Volke eine tiefgehende ehrenhafte Erinnerung hinterlassend. Beide waren besonders tätige Gebirgsvereins-Männer.

Crüger, (Wingendorf): **Neuer Touristenweg auf dem Kamm des Isergebirges.** Wer von der neuen „Iserbaude“ jetzt zum „Wittighause“ wandern will, muß den Kammweg über die Viktoria-Höhe, das Heufuder, die Tafelsichte und durch das Heegebachtal einschlagen und benutzt dazu ohne Entfähr 4 Stunden. Der deutsche und österreichische Riesengebirgsverein beabsichtigen nun nach Einholung der Erlaubnis der beiderseitigen Grundherrschaften den Bau eines gekennzeichneten Weges, der von der Iserbaude direkt zum Wittighause führt, und noch viele Schönheiten unseres Isergebirges erschließt. Dieser neue Weg ist etwa nur 2 Stunden lang und würde von Slinberg aus berühren die neue Iserbaude, die sogenannte „Juchhandel-Wiese“, das Ochsenloß, das Iser-Moor — hier wird die Iser mit der österreichischen Grenze überschritten — und den „Grünen Lehnstein“ 940 m hoch. Hier ist dann die Einmündung in den alten Weg von der Tafelsichte her. Jedenfalls ist die Anlage dieses neuen Abkürzungsweges im Interesse der vielen Besucher des Isergebirges nur mit Freuden zu begrüßen.

Wichura (Hirschberg): **Eine Wanderung in die kleine Agnetendorfer Schneegrube.** Im Monat August unternahm die Ortsgruppe Hirschberg unter reger Beteiligung einen Ausflug nach der Agnetendorfer Schneegrube (1080 m). Der Weg führte zunächst nach dem Turmstein am Zusammenfluß des Turmwassers und Schneegrubenwassers. Die Steingruppe ist 10 m hoch, nur mit Leitern ersteigbar, hat die Form eines ziemlich regelmäßigen viereckigen Turmes, der auf seiner Plattform einen sogenannten Opfertessel und einen nach mehreren Seiten beweglichen umfangreichen Wiegestein trägt. Dann ging es am rechten Ufer des Schneegrubenwassers, das in seinem oberen Teile den Namen Tiefgrabenwasser führt, nach der Agnetendorfer oder schwarzen Schneegrube. Diese ist die freundlichsie der drei Schneegruben, und bietet von ihrer Schale aus ein entzückendes lieblich romantisches Landschaftsbild. Sie bildet eine längliche schmale Schlucht, die sich 157 m tief am Nordostfuß der großen Sturmhaube zwischen dem Pfützenbera und schwarzen Berge einsenkt, und vor Zeiten ein Firnbeden bildete, das einen langen, aber schmalen Gletscher speiste. Von Pflanzenkennern wird sie viel besucht. Am Wandenstein wurde Raft gehalten. Dieser ist 2,8 m hoch, hat 9,5 m Umfang und soll 300 Ztr. schwer sein. Eine sinnige Sage bringt den Volksglauben, daß der Stein sich mehrfach bewegt habe, mit Rutezahl in Zusammenhang. Er hat seine Schätze, damit ihnen nicht Diebe nachgraben und stehlen, unter dem Stein verborgen.

Wenn nun der Geist zur Kasse muß,
So schiebt er eine Stred
Ganz einfach mit dem Riesenfuß
Den Stein vom Geldsack weg;
Und wiederum, wies ihm beliebt,
Birgt er die Kasse sein
Bald hier — bald dort — und darauf schiebt
Er stets den Wanderstein.

Auf der westlichen Seite wurde die Grube verlassen und über die Korallensteine ach Agnetendorf gegangen. Leider war der Sonntags-Sonderzug so vollständig besetzt, daß erst mit dem letzten Zuge die Heimfahrt angetreten werden konnte.

Verantwortlicher Schriftleiter: Pror. Prof. Dr. Rosenberg in Hirschberg.